

evangelischen Christen das Gleiche lehrte, war Althaus aber der gleichen Auffassung wie seine katholischen Brüder. »Daß Gott sich zwiefach geoffenbart habe, ist aufgrund der biblischen Aussagen der Sache nach von der Theologie aller Zeiten gelehrt worden,« schreibt er. Und in der Tat trägt seine Lehre auch Züge, die uns an die »Declaratio de ecclesiae habitudine ad religiones non Christianas« (Nostra aetate, 1965) des Zweiten Vatikan Konzils erinnern, das eben dieselbe Heilige Schrift vor Augen hatte. Eine Lehre von der Ur-Offenbarung, wie Thomas, in gewissem Sinne das Vaticanum II, Althaus oder am besten vielleicht: Paulus sie lehrte, dürfte auch modernem intellektuellem Denken am besten entgegenkommen.

P.S. Dr. W. Mann verstarb am 2. 7. 1988. In Breslau geboren, kam er 1939 allein nach Schweden. Der vorliegende Aufsatz wurde mit Bedacht in dt. Sprache geschrieben, die der Autor fast 50 Jahre nicht mehr gebrauchte. H.L.S.

GEGENWART

Schöpfung als Anrede und Anspruch

Von Oswald Bayer

I. Gegenwart und Mitte

Luther war ein gegenwärtiger Mensch, so gegenwärtig, daß er weder als konservativ noch als progressiv bezeichnet werden kann, diese Kategorien vielmehr sprengt – jedenfalls dann, wenn sie in dem uns heute geläufigen Sinn gebraucht werden.

Das Urteil, daß Luther weder als konservativ noch als progressiv bezeichnet werden kann, ist nicht in einer geistesgeschichtlichen, sozialgeschichtlichen oder politischen Perspektive, die nur einen beliebigen Vordergrund freigeben könnte, gesprochen, sondern in einem strengen und genauen theologischen Sinn: Luther blickt, wenn er das Wort »Schöpfung« gebraucht, nicht zurück zu einem absoluten Anfang. Noch greift er, wenn er den Jüngsten Tag und durch ihn, durch das Gericht hindurch, die Vollen- dung der Welt ersehnt, auf ein absolutes Ziel reiner Zukunft vor. Er lebt

* Vortrag bei der Jahresstagung der Luther-Gesellschaft in Nürnberg am 5. 10. 87.

weder nostalgisch noch zukunftsüchtig, weder im Rückgriff noch im Vorgriff. Vielmehr läßt er sich seinen Ort und seine Zeit inmitten der Kirche und Welt vorgegeben sein. Er bewegt sich in einer Mitte, die ihm durch Gottes Wort eröffnet ist.

Wie läßt sich diese Mitte näher charakterisieren? Es sind weder die metaphysischen Grenzbegriffe wie das Erste und das Letzte, der Anfang und das Ende, das Eine, Wahre, Notwendige und Zureichende, an denen Luther orientiert ist; noch sind es die existentiellen Grenzsituationen wie Krankheit und Sterben. Zu loben und zu denken gibt ihm vielmehr die Mitte und Fülle des alltäglichen Lebens in seiner scheinbaren Banalität: »Leib und Seele, Augen, Ohren und alle Glieder, Vernunft und alle Sinne«, »Kleider und Schuh, Essen und Trinken, Haus und Hof, Weib und Kind, Äcker, Vieh und alle Güter«. ¹ Die Gefährdung und Verkehrung dieser Gaben wird dabei keineswegs verkannt. Deshalb steht neben staunendem Lob die Klage – zunächst die Klage über die in uns und um uns wirksame »verkehrte Welt«, »die in ihrer Blindheit errossen ist« ² und es deshalb nötig hat, kräftig an Gottes Wohltaten erinnert und in neue Dankbarkeit gebracht zu werden.

II. *Concupiscentia futurorum*

Undankbarkeit ist die Hauptsünde. Ihr Merkmal hat sie vor allem darin, daß sie die Gegenwart verkennt. Verkannt wird, was gegenwärtig ist, was sich hier und jetzt uns nicht nur anbietet, sondern darbietet, gewährt und mitteilt – was es nur zu sehen, nur wahrzunehmen gilt.

Aber das ist natürlichen Augen, den Augen der in ihrer Blindheit ersoffenen verkehrten Welt, gar nicht möglich. Diese Blindheit ist als Verkennung der Gegenwart wesentlich »concupiscentia futurorum« ³, die aus tiefer Existenzsorge geborene Begierde, das Bestreben, sich ständig vorweg zu sein, sich ständig zu transzendieren und sich einzubilden, in solchem Transzendieren zu *sein*, in solcher Bewegung auf reine Zukunft hin Halt und Beständigkeit zu finden. Denen gegenüber, die dem uns nur allzu sehr bekannten Prinzip reiner Zukunft huldigen, besteht Luther mit der Skepsis des Predigers Salomo und der Bergpredigt (Mt 6, [24–34] 34) darauf, den heutigen Tag mit seiner Schönheit und Mühsal wahrzunehmen, das Gegenwärtige ja nicht zu verlieren. Es ist das Merkmal der radikalen Existenzsorge, an der

¹ Kleiner Katechismus, Erklärung des ersten Artikels; BSLK 510, 34–39 (Text – wie auch im folgenden – modernisiert).

² Großer Katechismus, Erklärung des ersten Artikels; BSLK 649, 26–28.

³ Zu Pred 3,1; WA 20, 59, 34 (1526/32).

Gegenwart vorüberzugehen, sie gleichsam auszulassen. Es ist das Merkmal des alten Menschen, des Sünders, das, was ihm gegeben ist, was er hat, nicht zu sehen⁴. Der Sünder nimmt das Gegenwärtige nicht wahr, er zahlt vielmehr mit Versprechungen wie diesen: Ein Jahr später wird es gehen! Spätere Generationen werden es besser haben! Indem er auf diese Weise das Zukünftige spekuliert, verliert er das Gegenwärtige wie jener Hund der äsopischen Fabel, der, im Maule einen Bissen Fleisch tragend, nach dessen Spiegelbild im Wasser schnappt und damit das Fleisch, das er hat, verliert⁵.

Auf das Gegenwärtige also gilt es zu achten. Es versteht sich freilich nicht von selbst. Genauer gesagt: Zwar gibt es sich von selbst zu verstehen. Doch wird es – unbegreiflicherweise – nicht gehört. Der als Schöpfer gegenwärtige Gott teilt sich als anredendes Wort, als Leben und als Licht mit. Das Wort aber wird nicht gehört, das Leben vertan, das Licht nicht gesehen; »die Finsternis hat's nicht begriffen« (Joh 1,5). So muß sich erst eine Wiedergeburt, eine Neuschöpfung ereignen, damit der durch die Kreatur mich anredende Schöpfer wieder gehört wird. Es ist das Werk Jesu Christi, mir Augen und Ohren zu neuer Wahrnehmung der Welt zu öffnen, mich bis in die Wurzel meiner Existenz von der Sorge als der Flucht in reine Zukunft und von der Sucht, Verantwortung für alles zu übernehmen, zu heilen und mich im selben Maße dankbar die Welt als Schöpfung wahrnehmen zu lassen, in dem ich nüchtern der Grenzen inne werde, die mir gesetzt sind.

III. Skepsis

Von Luther, nicht zuletzt aus seiner Auslegung des Predigers Salomo, läßt sich lernen, was die gegenwärtige Theologie und Kirche weithin vergessen und verdrängt hat: daß zum christlichen Glauben wesentlich eine gute Portion *Skepsis* gehört. In einer Situation weltweiter Beschwörung des Prinzips reiner Zukunft, verbunden mit einem trotz oder gerade wegen der Pflege von Negativ-Utopien zu bemerkenden weitgehenden oder völligen Verschweigen des Letzten Gerichts, haben wir ganz neu diese Skepsis des Glaubens zu lernen; es geht dabei um eine nüchterne Einschätzung unserer Fähigkeiten und Möglichkeiten sowie der Reichweite unserer Taten, um Grenzen unserer Verantwortung.

Nach Luthers Vorrede zum Prediger Salomo sollte dieses Buch recht eigentlich »den Titel haben, gegen den freien Willen geschrieben zu sein.

⁴ Zu Ps 127,2; WA 40 III, 240, 5 f (1532 f/40). Dieses peccatum omissionis ist die Hauptsünde, nicht das peccatum commissionis.

⁵ Ebd. 240, 11–241,1 bzw. 240,34–37.

Denn dieses Buch bezieht alles darauf hin, daß aller Menschen Rat, Anschläge und Vornehmen umsonst und vergeblich sind und es immer anders hinausgeht, als wir wollen und denken, auf daß er uns lehre, gelassen zu stehen und Gott allein alle Dinge über, gegen und ohne unser Wissen und Rat tun zu lassen. Darum mußt du dieses Buch nicht so verstehen, als schelte es die Kreaturen Gottes, wenn es spricht, es sei alles eitel und Jammer. Denn Gottes Kreaturen sind alle gut (1. Mose 1,31 und 1. Tim 4,4). Auch lehrt es selbst, daß einer soll guten Mut haben mit seinem Weibe und des Lebens brauchen«⁶. »Iß dein Brot mit Freuden, trink deinen Wein mit gutem Mut ... Genieße das Leben mit deinem Weibe, das du lieb hast ... Alles, was dir vor die Hand kommt zu tun, das tue frisch!« (Pred 9,7-10).

Die endlichen Freuden haben ihr Recht, ihren Raum und ihre Schönheit. Der Genuß des Endlichen ist dessen gerechtfertigter Gebrauch. Darauf bezieht sich die Skepsis des Predigers nicht. Ihr »Umsonst!« trifft allein das Unendlichkeitsgelüste des Menschen, seine Begierde, das Endliche unendlich zu sichern und festzuhalten oder in unendlichem Fortschritt vollkommen zu machen. Die Skepsis sorgt für die Ausnüchterung solcher Totalansprüche. Sie besagt, »daß die Anschläge und das Vornehmen des Menschen, mit den Kreaturen umzugehen, allesamt fehlschlagen und vergeblich sind, wenn man sich nicht läßt genügen an dem, was vorhanden gegenwärtig ist, sondern will aufs Künftige sie meistern und regieren. So geht's allewege den Krebsgang, daß man nichts als verlorene Sorge und Mühe gehabt hat. Es geschieht doch, was Gott will und denkt, nicht was wir wollen. Summa: Wenn Jesus Christus spricht (Mt 6,34): »Sorget nicht für den morgigen Tag, denn der morgige Tag wird seine eigene Sorge haben; es ist genug, daß ein jeglicher Tag sein Übel hat, so ist dieser Spruch die Erläuterung und der Inhalt dieses Buches. Sorgen für uns gehört Gott zu; unser Sorgen geht doch fehl und macht nichts als verlorene Mühe.«⁷

Es drängt sich die Frage auf, welche Bedeutung innerhalb solcher Wahrnehmung der Zeit des eigenen Lebens und aller Geschichte menschlichem Planen und Handeln zukommen kann. Ist es nicht zur Vergeblichkeit verurteilt? Wird es denn nicht beliebig, wenn es sich nicht in einen durchschaubaren Welt- und Geschichtszusammenhang fügen und ihn nicht selbst herstellen kann? Führt eine solche skeptische Zeit- und Weltwahrnehmung denn nicht in lähmende Resignation oder in den Zynismus blinder Entscheidung bzw., was anders gewendet dasselbe ist, in ethische Indifferenz?

⁶ Vorrede auf den Prediger Salomo (1524); WA DB 10 II, 106 (= Luthers Vorreden zur Bibel, hg. v. H. Bornkamm, Insel-Taschenbuch 677, 1983, 80).

⁷ Ebd. 106 (= 80f). Vgl. O. Bayer, Aus Glauben leben. Über Rechtfertigung und Heiligung, 1984, 35 f (samt Kontext).

Es lohnt sich jedoch, diese Fragen zunächst zurückzustellen, unseren modernen ethischen Übereifer zu zügeln und uns zuerst dem *Vorethischen* zuzuwenden, ohne das unser Wählen und Entscheiden gar nicht gedacht werden kann. Bei dieser Unterscheidung von Vorethischem und Ethischem lasse ich mich von der zweifachen Bedeutung des Zeitwortes »wahrnehmen« leiten, die uns unsere Sprache bietet. »Wahrnehmen« meint ja zunächst ein bewußtes Sehen, dann aber auch das Ergreifen einer gebotenen Chance, einer guten Gelegenheit.

Offenbar ist Letzteres ohne das Erste gar nicht sinnvoll; dem Tun muß, soll es wirklich verantwortliches Handeln sein, ein Sehen und Hören vorausgehen. Solches Hören kann nur die freie Antwort auf ein gegebenes Wort sein; es geschieht faktisch freilich auch als Verfehlen der rechten Antwort.

Im Sinne dieser Orientierung an der zweifachen Bedeutung des Wortes »wahrnehmen« verstehe ich die Unterscheidung und Zuordnung von »Anrede« und »Anspruch« in unserem Thema »Schöpfung als Anrede und Anspruch«.

IV. *Wer staunt, denkt mehr*

Gewiß sind uns Aufgaben gestellt, mit denen durch das Geschaffene Gott der Schöpfer seinen gebieterischen Anspruch auf unseren Gehorsam geltend macht und uns für die Welt vor ihm in die Verantwortung stellt; dieser Anspruch muß in der Situation der ökologischen Krise kaum eigens betont werden. Doch liegt dem Wahrnehmen dieser Verantwortung logisch und sachlich ein anderes Wahrnehmen voraus. Dieses grundlegende, vorausgehende Wahrnehmen, neues Sehen, das jedes Feld der Verantwortung, will sie solide wahrgenommen werden, überhaupt erst bereitet, wird von uns meist viel weniger bedacht; in der Dringlichkeit der Stunde will man den zweiten Schritt vor dem ersten tun. Kein Wunder, daß es dabei nur zum Stolpern kommt.

Luther dagegen lernt aus den Schöpfungspsalmen, daß das Allererste das Lob ist – das Lob, das aus großem Staunen kommt und andere zu solchem Staunen bringt: zu dem durch keine Wissenschaft zu erledigenden Staunen, daß diese Welt ist und ich, in ihr und mit ihr, sein darf und nicht vielmehr eine Chaosmacht alles, was ist, verschlingt.

Luther kann nicht genug staunen – am meisten über das scheinbar Unscheinbarste, Kleinste, etwa über das Blatt eines Baumes, einen Grashalm⁸, ein Saatkorn. »Könntest du ein einziges Körnlein auf dem Feld ausforschen,

⁸ Vgl. WA TR I, 100f (240); 1532.

so würdest du dich so verwundern, daß du stürbest.«⁹ Die ganze Welt ist nicht stumm; wem die Ohren wieder geöffnet sind, hört die Kreaturen alle rufen. Er findet sich als Angeredeter vor – als einer, den der Schöpfer durch die Kreatur anredet. Es ist »unser Haus, Hof, Acker, Garten und alles voll Bibel, da Gott durch seine Wunderwerke nicht allein predigt, sondern auch an unsere Augen klopft, unsere Sinne rührt und uns durch sie ins Herz leuchtet«, »damit wir sollen aufmerken und wahrnehmen ...«¹⁰

Im Lob macht der Mensch die Augen auf; im Lob nimmt er die Welt dankbar wahr. Welche Implikate dies hat, zeigt beispielhaft folgende Auslegung Luthers von Ps 111,2, eines hymnischen Verses, der den Schöpfer preist: »Groß sind die Werke des Herrn, ersucht zu all ihrer Lust« (Später übersetzte Luther: »Wer ihrer achtet, hat eitel Lust daran.«).

»Ist's aber nicht ein verdrießlich Ding um die verfluchte Undankbarkeit und Blindheit der Menschen, die Gott mit so reichen, großen Wundertaten überschüttet und die gleichwohl nicht eine einzige davon wahrnehmen und für sie danken, viel weniger, sich über sie wundern oder freuen. Anders ist es, wo etwa ein Gaukler kommt, der auf dem Seil geht oder Affen vorführt. Darüber kann man sich nicht genug wundern, dies kann man nicht genug loben und preisen. Darum sagt der Psalmist hier zwar durchaus, daß die Werke Gottes gewiß groß sind, aber allein für die Augen der Aufrichtigen [der Aufgerichteten]: von diesen werden sie ersucht zu all ihrer Lust. Denn sie denken den Werken nach, sehen sie an, wundern sich über sie mit allen Freuden, daß sie von Herzen danken und sagen müssen: Wohlan, das und das ist doch ja ein trefflich, groß, schön, herrlich Werk. Denn sie denken, so oft sie ein Werk Gottes ansehen, wie es wäre, wenn's nicht da wäre. Der Tod macht das Leben edel, Finsternis preist die Sonne, Hunger küßt das liebe Brot, Krankheit lehrt, was Gesundheit ist und so fort. Das ›NICHT‹ macht, daß sie das ›WESEN‹ loben müssen. Das heißt auch, die Werke des HERRN ersuchen, nachforschen, nachdenken, sie recht ansehen und [bedenken], wie es aussähe, wenn sie nicht geschaffen worden wären. Da sieht man dann eitel Wunder und Lust drinnen. Aber das tun dann allein die Aufrichtigen, wie der 92. Psalm sagt: ›HERR, du machst mir Freude an deinen Werken‹. Die Verächter aber singen diesen Vers also: Schlicht und gering ist's, was Gott macht, und verachten seine Werke in ihrem Überdruß und ihrer Unlust.«¹¹

Aus dieser Auslegung eines hymnischen Psalmverses, der die sprechenden Werke des wirksam anredenden Schöpfers preist, ergibt sich in wünschenswerter Klarheit, wie das in der Weltwahrnehmung primäre Mo-

⁹ Sermon von dem Sakrament (1526); WA 19, 496, 11 ff. Vgl. A. Peters, »Ein Kirschkern kann uns wohl Mores lehren«. Luthers Bild der Natur, in: Frieden in der Schöpfung. Das Naturverständnis protestantischer Theologie, hg. v. G. Rau, A. M. Ritter und H. Timm, 1987, (142–163) 146.

¹⁰ Predigt über 1. Kor 15, 39 ff (1544); WA 49, 434, 16–19.

¹¹ Zu Ps 111,2 (1530); WA 31 I, 408, 12–32. Vgl. Peters, a.a.O. (Anm. 9), 145.

ment: daß das Staunen zu denken gibt. Das Staunen treibt ins Denken. Wer staunt, denkt mehr. Er hört nicht etwa auf, zu denken und zu fragen, sondern beginnt damit überhaupt erst und gewinnt auf diese Weise den nötigen Tiefgang und Weitblick:

»Wer hat das schöne Himmelszelt hoch über uns gesetzt?
Wer ist es, der uns unser Feld mit Tau und Regen netzt?
Wer wärmet uns in Kält' und Frost?
Wer schützt uns vor dem Wind?
Wer macht es, daß man Öl und Most zu seinen Zeiten findt?
Wer gibt uns Leben und Geblüt?
Wer hält mit seiner Hand den güldnen, werten edlen Fried...?«¹²

Wer staunt, der fragt – wie auch der fragt, der klagt. Er denkt nach, sucht, forscht. Wir bemerken damit den theologischen »Sitz im Leben« von Fragen, die eine ängstliche oder aktivistische Frömmigkeit rasch als »spekulativ« abtut und allenfalls noch den Philosophen zu stellen und zu behandeln erlaubt. »Warum ist überhaupt Seiendes und nicht vielmehr Nichts?«¹³ Diese Frage, nach Martin Heidegger die Urfrage der Metaphysik, ist keineswegs ohne Beziehung zu der Frage, zu der Luther mit seiner Psalmenauslegung und den Katechismen führt: Was wäre, wenn Gott der Schöpfer in seiner schenkenden Güte und rettenden Barmherzigkeit *nicht* wäre? Dann wäre alles nicht, alles ein Nichts. Es muß schon eine im Irrealis dieser Frage sich ausdrückende Furcht empfunden und gedacht worden sein, um verneint werden zu können. Aber nicht die Furcht ist der Ausgangspunkt der Erfahrung und des Nachdenkens, sondern das Staunen über die Güte und Barmherzigkeit, die alle Morgen neu ist (Klagelieder 3,22 ff). In diesem Staunen ist die Furcht, daß es Gott nicht gebe, überwunden.

Wir haben damit auf die Grunddimension der Wahrnehmung der Schöpfung als Anrede geachtet – konzentriert auf den einen Punkt des Staunens. Hätten wir mehr Zeit, müßten wir die Gegenwart des anredenden Schöpfers in ihrer Weltimmanenz, in ihrer penetranten Diesseitigkeit – Gott ist auch »in der Höhle eines Käfers«¹⁴ – weiter bedenken. Der Begriff dieser durch-

¹² Paul Gerhardt »Ich singe dir mit Herz und Mund...«, EKG 230, Strophen 4–6. Vgl. Hiob 38: Gott selbst lehrt durch seine Fragen den Menschen das Staunen. Zur damit aufgenommenen Listenwissenschaft der altorientalischen Weisheit: G. von Rad, Hiob 38 und die altägyptische Weisheit; in: Ders., Gesammelte Studien zum Alten Testament, 1958, 262–271. Es hat »Israel auch diese nüchterne Wissenschaft zum Lobpreis seines Gottes ausgestaltet« (ebd. 267). – Das Lob gibt zu denken, eignet sich dabei aber auch an, was schon entdeckt und gedacht ist.

¹³ M. Heidegger, Was ist Metaphysik? (1929), 10. Aufl. 1969, 42.

¹⁴ De servo arbitrio (1525); WA 18, 621, 16–18 (»Deum esse secundum naturam in

dringenden Diesseitigkeit, der auch der Schreckensseite der Natur und der schrecklichen Verborgenheit des gegenwärtigen Schöpfers Rechnung zu tragen hätte, wäre mit naturwissenschaftlichen und ökologischen Diskussionen um »Die Welt als offenes System«¹⁵ usw. kritisch zu vermitteln. Es muß hier genügen, den entscheidenden Ansatzpunkt zu einer solchen Vermittlung dargestellt zu haben. Freilich darf bei aller Betonung der Gegenwart des Schöpfers und seiner Weltimmanenz die Freiheit nicht verkannt werden, die er sich mit der *Anrede* der Kreatur nimmt und dieser zugleich gibt¹⁶.

Wir können uns nun dem zweiten Moment unseres Themas zuwenden und auf den *Anspruch* achten, der in der Anrede des Schöpfers mitgegeben ist.

V. Antwort geben

Indem der Glaube, wie es in Luthers Erklärung des Schöpfungsartikels im Kleinen Katechismus geschieht¹⁷, Gottes kategorisches Geben bekennt, ist er Antwort – Antwort auf das sich gebend zusagende Wort, Antwort auf Gott als Wort, das unserem Glauben, ihn begründend, schon zuvorgekommen ist. Luther beläßt es im Kleinen Katechismus nicht beim impliziten Danken und Loben, das mit der Artikulation des Glaubens an Gott den Schöpfer bereits gegeben ist. Er macht vielmehr am Ende seiner Erklärung die Notwendigkeit der Antwort mit einem eigenen Satz ausdrücklich geltend: »Des alles ich ihm zu danken und zu loben und dafür zu dienen und gehorsam zu sein schuldig bin.«

Damit ist alles über den Menschen gesagt. Er sieht sich durch ein ihn anredendes Wort bestimmt, das ihn ins Leben ruft. Sein Beruf ist nun, zu antworten; er muß sich aber auch verantworten.

Loben, danken und denken sind die ersten Formen der Antwort. Diese Antwort weiter zu bedenken, bedeutete, von der Produktivität des Glaubens im Lob zu reden, in dem Gott in einer schöpferischen, kreativen Weise

antro scarabei vel etiam cloaca . . . non minus quam in coelo«). Vgl. ebd. 622, 14–623, 23.

¹⁵ Vgl. G. Altner (Hg.), *Die Welt als offenes System. Eine Kontroverse um das Werk von Ilya Prigogine*, 1986.

¹⁶ Vgl. O. Bayer, *Schöpfung als Anrede. Zu einer Hermeneutik der Schöpfung*, 1986, bes. 4–6, 82–84.

¹⁷ Vgl. dazu Bayer, a.a.O. (Anm. 16), (80–108) 107f.

das gegeben wird, was ihm gebührt, es wäre von unserer Begabung und Fähigkeit zum Wahrnehmen und Sprechen zu reden.

Zur Antwort gehört gleichursprünglich das Weitergeben der Gabe. »So sollen wir auch unsere Güter geben, leihen, und nehmen lassen, nicht allein den Freunden, sondern auch den Feinden und es dabei nicht sein Bewenden haben lassen, sondern uns auch selbst in den Tod geben sowohl für Freunde wie für Feinde und nichts anderes denken, als wie wir nur anderen dienen und nützlich seien mit Leib und Gut in diesem Leben.«¹⁸ Ein Ethos des Gebens und der Liebe ist in der Antwort eingeschlossen.

VI. Die Zeit der Taufe und des Herrenmahls

Was wir, der zweifachen Bedeutung des Zeitwortes »wahrnehmen« folgend, als »Anrede« und »Anspruch« unterschieden haben, bewegt sich in einem so differenzierten und komplexen Zusammenhang, daß er nicht mit dem üblichen Schema der Unterscheidung von »Indikativ« und »Imperativ« begriffen werden kann, läßt sich doch allein schon »Anrede«, als sprechendes Werk und wirksames Sprechen Gottes verstanden, nicht als »Indikativ«, jedenfalls nicht als Indikativ einer Aussage fassen. Das Zusammenspiel der beiden Momente des Wahrnehmens läßt sich auch nicht etwa im Schema der Unterscheidung von »Tatsachenfeststellung« und »Wert- bzw. Sinngebung«, im Schema der Unterscheidung von »fact and value« oder von dem, was ist, und dem, was sein sollte, begreifen. Es ist vielmehr vor allem auf jene Dimension zu achten, die in diesen Schemata nicht zur Geltung kommt: auf die Dimension der *Zeit*.

Es ist auf die eigentümliche Verschränkung der Zeiten zu achten, die jene Gegenwärtigkeit bestimmt, von der – wie das Neue Testament – Luthers Leben und Werk geprägt sind. Nur im Zusammenhang dieser Verschränkung der Zeiten läßt sich angemessen von Gottes »Anspruch« an uns reden, von unserer geschöpflichen Verantwortung – von der Verantwortung, die wir für uns und für alle Kreaturen wahrzunehmen haben: vor dem Schöpfer, der als solcher schon der Richter ist.

Mit Gottes Anrede »Ich bin der Herr, dein Gott!«, die nicht nur die Urzusage des Bundes mit Israel, sondern zuvor schon die Urzusage der Schöpfung, des Bundes mit aller Kreatur, ist, gilt als wichtigster Modus der Zeit die Gegenwart – die Gegenwart *Gottes*; bei Gott ist das Gegenwärtige der Grund des Vergangenen und Zukünftigen. Aus Gottes sich zusagender

¹⁸ Predigt über Eph 5, 1–10 (1525); WA 17 II, 206, 15–19.

Gegenwart – »Ich bin bei euch!« – kommt die Zukunft der Welt. Seine Neuschöpfung macht die alte Welt zur alten und stellt die ursprüngliche wieder her. Das gegenwärtig sich mitteilende Heil verbürgt die kommende Vollendung der Welt und läßt den Widerspruch der leidenden und seufzenden Kreatur der alten Welt zur zugesagten Schöpfung, der ursprünglichen Welt, mit Schmerzen erfahren.

Biographisch konkret besagt dies, daß die Weltverantwortung des Christen – inmitten der Kirche, die durch alle Zeiten und Räume von Anfang der Welt bis zu ihrer Vollendung hindurch reicht – durch und durch von der *Taufe* bestimmt ist. Die Taufe ist der Schnittpunkt von alter und neuer Welt. Ethischen Fortschritt gibt es nur in der Rückkehr zu ihr. Der Fortschritt, von dem wir uns wirklich Gutes und nicht nur Gutes, sondern das Allerbeste versprechen dürfen, ist Umkehr und Rückkehr zur Taufe und damit zu einer Weltwahrnehmung, in der die Alternative von Optimismus und Pessimismus, von greller Zukunftsangst und euphorischer Hoffnung auf weitere Evolution des Kosmos und Steigerung seiner Möglichkeiten zerbrochen ist, so wahr es ist, daß Gott der Schöpfer ohne Unterlaß Neues wirkt. Das New Age der Christen aber ist nicht vom Wunsch nach Harmonie *beherrscht*; es ist ganz und gar durch die Taufe bestimmt. »Ein jeder Christ«, heißt es im Großen Katechismus, »hat sein Leben lang genug zu lernen und zu üben an der Taufe; denn er hat immerdar zu schaffen, daß er fest glaube, was sie zusagt und bringt: Überwindung des Teufels und des Todes, Vergebung der Sünde, Gottes Gnade, den ganzen Christus und Heiligen Geist mit allen seinen Gaben.«¹⁹

Gegenwärtig und dabei unsere Kategorien sowohl des Konservativen wie des Progressiven sprengend, ist und denkt Luther in der *Gegenwart Gottes*, die freilich keine zeitlos ewige Gegenwart ist. Für uns läßt sich Gott der Schöpfer, für den uns der Sohn und der Geist die Augen öffnen, nur in der besagten Verschränkung der Zeiten hören. Die Hoffnung auf die Schöpfung in der Erinnerung des Verlustes ihrer Herrlichkeit²⁰ gründet im Glauben an die Zusage der Sündenvergebung, wie sie in der Taufe, in dem zu ihr zurückführenden Absolutionswort und im Gabewort des Herrenmahls zu hören ist – sowie in jeder Predigt, die ihren Namen verdient; evangelische Predigt ist nichts anderes als Gedächtnis der Taufe und darin zugleich die Entfaltung der Zusage, die sich in das Gabewort des Herrenmahls konzentriert.

¹⁹ Großer Katechismus, Erklärung der Taufe; BSLK 699, 27–34.

²⁰ Vgl. Röm 3, 23 (Verlust unserer Schöpfungsherrlichkeit) und WA 42, 80,35–40 (zu Gen 2,16f; 1535). Zu diesem hermeneutischen Schlüssel zur Schöpfungslehre: Bayer, a.a.O. (Anm. 16), 49f.

Das Herrenmahl ist, zusammen mit der Taufe, das Geschehen, in dem sich uns in ausgezeichneter Weise die Welt als Schöpfung erschließt: als *Gabe*, Werk und anredendes Wort, das Gott durch alle Verkehrung, ja durch den Tod hindurch bewahrt, dem er die Treue hält.

Die Sprache der Bibel gebraucht das Wort »geben« in schöpfungstheologischem Zusammenhang selten. Luther hat von seiner reformatorischen Entdeckung aus, daß die Einsetzungsworte des Herrenmahls in ihrer Mitte Gabewort sind (»Nehmet hin und esset: Das ist mein Leib für euch!«), das für ihn so bezeichnende Verständnis der Schöpfung als *Gabe* gefunden. Das Gabewort des Herrenmahls ist es, was Luther im Ohr, vor Augen und im Herzen hat, wenn er alles Tun des dreieinen Gottes als gebendes Zusage und zusagendes Geben wahrnimmt²¹.

Das Gesagte soll nun vornehmlich unter dem Gesichtspunkt der Schöpfung als *Gabe* zusammengefaßt werden; dabei ist das bisher noch nicht kräftig genug betonte *ethische* Moment besonders herauszustellen.

VII. Kategorische Gabe

Daß menschliches Handeln nicht mit sich selbst oder bei der *Gabe* der Aufgabe anfängt, sondern aus elementarer Vorgabe lebt, hat Johann Georg Hamann 1784 so zum Ausdruck gebracht: »Weh uns, wenn es auf uns ankommen sollte, erst Schöpfer, Erfinder und Schmiede unseres künftigen Glücks zu werden. Das erste Gebot heißt: »Du sollst essen!« (Gen 2,16) und das letzte: »Kommt, es ist alles bereit!«²²

Damit ist das ganze christliche Leben zusammengefaßt: das Erste und das Letzte, vor allem aber die Art und Weise, in der es in unserer Gegenwart – als Gegenwärtiges! – uns ergreift und für sich einnimmt.

Am Anfang steht nicht das Chaos einer unbestimmten Natur und das sich daraus zwingend ergebende »Du mußt!« als Nötigung zur Kulturleistung. Am Anfang steht kein Verbot, sondern ein Gebot, aber kein »kategorischer Imperativ«, sondern – als erlaubender Imperativ – eine Zusage, die unbedingt und bedingungslos allen gilt: Gewährung des Lebensraumes – des Raumes zur Arbeit und Mitmenschlichkeit: »Von allem darfst du nehmen und essen!« Das ist in der Tat das erste Wort an den Menschen.

Und das letzte lädt ebenfalls ein, von der Fülle zu nehmen. Am Ende ist nicht alles aus, sondern alles bereit: unverbrüchliche, zugesagte und zu-

²¹ Ausführlicher und mit Nachweisen: Bayer, a.a.O. (Anm. 16), 99–101.

²² J. G. Hamann, Briefwechsel, hg. v. W. Ziesemer und A. Henkel, Bd. V (hg. v. A. Henkel), 275, 26–28 (Hamann an F. H. Jacobi am 5. 12. 1784); Text modernisiert.

gleich nicht mehr angefochtene Gemeinschaft. Gott ist nicht der Toten Gott, sondern der Lebendigen; die zugesagte Gemeinschaft hält er durch den Tod hindurch durch.

Daß dies weder eine rückwärts noch eine vorwärts gewandte Utopie ist, ergibt sich aus dem gegenwärtig, inmitten dieser vom Tod bedrohten Welt, im Herrenmahl zu hörenden Einladungsruf: »Kommt, denn es ist alles bereit!«

Das Herrenmahl ist der bestimmte »Sitz im Leben«, von dem aus konkret von der Schöpfung geredet werden kann und sich das »erste Gebot«: »Du sollst essen!« zutreffend auslegen läßt. Es sorgt dafür, daß die Selbstvorstellung: »Ich bin der Herr, dein Gott!«, der Gottesname also, nicht personalistisch abstrakt, sondern weltlich konkret gehört wird.

Wir empfangen die Gabe des Lebens samt dem uns gewährten Lebensraum und der uns gewährten Lebenszeit so, daß wir dabei angesprochen werden: »Von dem allem darfst du essen!«. Die Freigabe des menschlichen Lebensraumes geschieht im erlaubend gebietenden und einladenden Wort Gottes. Als von solchem Wort Angesprochener kann der Mensch antworten. Er antwortet, indem er die Gabe wahrnimmt und den Geber alles Guten lobt. Das Loben Gottes geschieht nicht in einem abstrakt personalen Gegenüber zu ihm, sondern im Staunen vor der begegnenden und durch die Freigabe Gottes aufgeschlossenen Welt, vor der Mitkreatur, besonders im Staunen vor dem als Gabe begegnenden Mitmenschen.

Das Wahrnehmen des Gewährten im Nehmen, Essen und Loben – das ist Glauben. Wer glaubt, der »schmeckt und sieht, wie freundlich der Herr ist« (vgl. Ps 34,9), der hat ein Auge für die Menschenfreundlichkeit Gottes. Wer es nicht hat, glaubt nicht, er sündigt. Sünde ist nicht in erster Linie Übertretung eines Verbots, sondern das Übersehen und Übergehen eines Gebotes als eines Gebotenen, als einer Gabe und Chance, die einem geboten wird. Der Sünder ist in erster Linie ein Kostverächter. In diesem Sinn ist der bekannte Reim Wilhelm Buschs²³: »Das Gute – dieser Satz steht fest – ist stets das Böse, was man läßt!« umzukehren:

Das Böse – dieser Satz steht fest –

Ist stets das Gute, was man läßt!

Das Gute läßt sich hören und schmecken. Die Anrede und Zusage Gottes, wie sie in besonderer Klarheit im Herrenmahl erfahren wird, ergeht in weltlicher Materie, durch den Mund eines Mitmenschen, und umfaßt zugleich einen leiblich konkreten Vorgang: das gemeinsame Essen und Trinken. Mit den zur Tischgemeinschaft versammelten sündigen Menschen werden ihre natürlichen und zugleich kulturellen Nahrungsmittel, die Ma-

²³ W. Busch, Die fromme Helene (Epilog).

terie des Brotes und des Weines, Frucht der Erde und menschlicher Arbeit, vom Gabewort Gottes umfassen und für den »Neuen Bund«, für die endgültige Gemeinschaft von Gott und Menschen und den Menschen untereinander in Anspruch genommen.

So muß man Gott nicht am Rande des Lebens in menschlichen Grenzsituationen suchen, um ihn als Grenzbegriff zu denken und seine Notwendigkeit aus menschlicher Not verständlich zu machen. Vielmehr begegnet er in der Mitte des Lebens; er begegnet nicht ohne das tägliche Brot.

Daß dieser Hinweis auf die Mitte des Lebens nicht eine vitalistische Naivität meint, kann vom Herrenmahl her nicht zweifelhaft sein. Ist doch der Gastgeber kein anderer als der auferweckte Gekreuzigte. Er hat »den Tod geschmeckt« (Hebr 2,9), erzählt ihn und hat als Lebendiger das endgültige Wort eben kraft seines Todes. Aus der Mitte des Lebens, wie sie im Gemeinschaftsmahl wahrgenommen wird, sind Leiden und Tod nicht ausgeschlossen. Sie sind vielmehr, als besiegte, in sie eingeschlossen. Daher weckt das Gabewort die »Eucharistie«: den Dank und die Freude.

Aus dieser Freude kommt eine neue Zuwendung zu den Mitgeschöpfen und der Mut, die Rettung aller natürlichen und kulturellen Dinge durch Gericht und Tod hindurch zu erwarten. Diese Zuwendung ist das Gegenteil eines ästhetisch unmittelbaren Verhältnisses zur Natur, das nicht möglich ist, nachdem »die Sonne ihren Schein verlor« und »Finsternis über das ganze Land kam« (Lk 23,44 f).

In seinem Schrei am Kreuz reißt Jesus Christus zugleich auch die Differenz zwischen einer naturfromm ästhetischen Haltung und jene zweite Naivität, in der er die Lilien auf dem Felde für die Sorge und Güte des himmlischen Vaters sprechen läßt. Erst in der von ihm hergestellten Vermittlung redet die Natur als Schöpfung; er ist der Schöpfungsmittler.

Sich in dieser mitgeteilten zweiten Naivität an der Welt als der Schöpfung Gottes zu freuen, schließt Skepsis und Melancholie, die Klage um die Endlichkeit und Vergänglichkeit der Welt, die Erfahrung des Bösen und der Schuld sowie das Bekenntnis der Sünde nicht etwa aus, sondern gerade ebenso freilich, daß inmitten dieser Wahrnehmungen bekannt werden kann: »Die Güte des Herrn ist's, daß es nicht ganz aus ist mit uns« (Klagelieder 3,22). Selbst noch das nackte Leben ist ein Wunder und kann nicht als selbstverständlich hingenommen werden.

Gottes Schöpfungsgüte erschließt sich uns in der durch das Herrenmahl erfahrenen Neuschöpfung, in der Heimholung der sündigen Menschen und ihres täglichen Brotes in den »Neuen Bund«. Aus der Tat dessen, der dem gekreuzigten Jesus durch den Tod hindurch Gemeinschaft hielt, das heißt: ihn »auferweckte«, erkennen wir die Welt als Schöpfung aus dem Nichts und staunen, daß überhaupt etwas ist und nicht vielmehr nichts.

Die in solchem Staunen wahrgenommene Gegenwart der Güte Gottes widerspricht der angesichts der Erfahrung des Bösen und mit ihr sich einstellenden Furcht, Gott und seine Güte gäbe es nicht. Sie wehrt dem Urteil, daß außer Mitleid und Empörung nichts möglich sei. Als ob uns nur der ohnmächtige und doch tapfere Versuch bliebe zu bessern, was zu bessern ist, und ohne Trost zu beklagen, was nicht mehr geändert werden kann.

Wir dürfen vielmehr in der Freude an der Nähe des menschengewordenen und mitleidenden Gottes leben, der sich im Herrenmahl sinnlich gewiß hören läßt und gibt. In der Gemeinsamkeit des Feierns und der Freude erfährt sich der Mensch nicht zuerst als Täter, sondern als Beschenkter. Menschliche Gemeinschaft wird in erster Linie nicht als vom guten Willen in der Tat einzulösende unbedingte Forderung erfahren, sondern als die allen Menschen unbedingte und bedingungslos zukommende Gabe, die im Sich-Miteinander-Freuen und im Miteinander-Leiden wahrgenommen wird.

Entsprechend erschließt sich das ganze Feld des Ethischen nicht aus der Güte des kategorischen Imperativs, sondern aus der Güte der kategorischen Gabe. Im Raum nicht primär aufgebener, sondern gewährter Gemeinschaft darf der Mensch handeln und leidend, verzagend und hoffend leben.

Orientiert man sich am Herrenmahl, läßt man sich die Gemeinschaft zugesagt und gegeben sein, richtet man sich also statt am kategorischen Imperativ an der kategorischen Gabe aus, so folgt daraus Entscheidendes für Selbstverständnis und Inhalt der Theologie und ihrer Ethik.

Die Theologie kann dann nicht primär Handlungswissenschaft sein. Sie ist Erfahrungswissenschaft im weitesten Sinne, indem sie all das zum Gegenstand nimmt, was dem Menschen aus der kategorischen Gabe als der Zusage Gottes zukommt und was dieser Zusage widerspricht.

Die kategorische Gabe ist mehr als bloße Motivation des christlichen Lebens; in ihr liegt bereits material-ethische Bestimmtheit. Auch ergeben sich aus ihr nicht erst Konsequenzen; sie trägt bestimmte ethische Implikate schon in sich. Wer mit allem Leben sein eigenes Leben als kategorische Gabe versteht und damit die »Schöpfung aus dem Nichts« bekennt, der kann inmitten aller Mitgeschöpfe seine Mitmenschen nur als die wahrnehmen, die sich in derselben Situation befinden.

Dann sind die »geringsten Brüder« (Mt 25,40) nicht etwa schlechthin andere, Fremde, denen wir erst solidarisch werden müßten. Wir sind vielmehr von vornherein sie selbst und ihnen darin gleich, daß auch wir in elementarer Weise bedürftig sind – angewiesen auf Nahrung, Kleidung, Unterkunft, auf Hilfe in Krankheit und Gefangenschaft.

Prof. Dr. Oswald Bayer, Hölderlinstr. 16, 7400 Tübingen